

38]

## Alltagsleute.

(Nachdruck verboten.)

Roman von Wilhelm Meyer-Förster.

Mittlerweile hatten sich in der Beletage am Kurfürstendam die Gäste versammelt. Die Diener reichten Erfrischungen, und im Speisezimmer richteten die berühmten Traiteurs Müller und Binder eigenhändig die Tafel her. Richard ging bisweilen hinein, um das Arrangement mit sachverständigem Blicke zu mustern, und Müller und Binder waren über seine beifälligen Aeußerungen entzückt.

Richard trug Dinertoilette, das heißt genau denselben Anzug, wie zur Zeit seiner Dienstbarkeit im „Genua“. Und doch welcher Unterschied in der Erscheinung! Das waren nicht die fehlende Serviette oder die gentlemanlike Frisur oder das Monokle am Bande oder die Diamanten am Finger, welche diesen Unterschied bedingten, auch nicht der feimende Schnurrbart, der zur Zeit der Knechtschaft dem Rasiermesser verfiel. Ueber dem ganzen Menschen lag etwas — wie soll man sagen: nichts Bornehmeres, aber doch Freieres, Würdigeres, Erhabeneres. Er nahm jetzt eine falsch gelegte Serviette, glättete sie und schob sie zurecht. Aber diese einfachen Bewegungen waren nicht mehr die des Oberkellners, sondern des Gentleman. Vergleichen läßt sich nicht wohl beschreiben, man muß das gesehen haben, um den Unterschied zu begreifen.

Klara lehnte mitten im Salon in einem Fauteuil und plauderte mit mehreren Herren. Wo ist ihr gedrücktes scheinendes Wesen geblieben? Sie lächelt, wahrhaftig sie lacht! Sie hat einen Fächer in der Hand und bewegt ihn niedlich hin und her. Ihre Wangen sind förmlich ruid und gesund geworden, alles an ihr strahlt, und das weiße prachtvolle Kleid muß jedermanns Reid erwecken. Wenn nicht die guten saunsten Augen wären, würden wir unsere Klara vom Planufer oder aus der Vorsigtstraße nicht wieder erkennen.

Jetzt kommt eine dicke Frau in seltsamer Tracht herein mit kurzen Röcken, schneeweißen Strümpfen, einem riesigen, händerbesetzten Busen und allerhand Firlefanz am Anzuge. Sie trägt ein kleines, weißgekleidetes Kind im Arme und ist in dasselbe so wahnsinnig verliebt, daß sie nach der Entwöhnung wahrscheinlich an Heimweh nach Richardchen sterben wird. Das klingt übertrieben, aber es sind ihre eigenen Worte. Hinter ihr geht in Vila mit Valenciennespizzen die Geheimrätin, die unter keiner Bedingung von dem Baby zu entfernen ist. Sie hat heute zum ersten Mal seit achtundzwanzig Jahren, das heißt seit dem Tage ihrer Verheirathung, die Hilfe einer Friseurin in Anspruch genommen und glänzt mit so rubinrothen Wangen, daß in Damen, die sie kennen, ein Verdacht aufsteigt.

Sämmtliche Anwesende stürzen natürlich auf das Widelkind zu und tätscheln dasselbe.

Ein glückliches kleines Ding! Es wird nie im Leben von Noth und Armuth hören, ausgenommen vielleicht, wenn seine weichherzige Mama ihm von vergangenen Zeiten einmal erzählt.

Die Tante, die als Anverwandte des Kreiser'schen Schwiegersohnes bei diesem bedeutungsvollen Feste nicht fehlen durfte und des Trauermagazins wegen nur in grauer Seide erscheinen konnte, tritt ebenfalls heran und erschreckt das Kind durch einige Gesten, die dazu dienen sollten, das junge Geschöpf fröhlich zu stimmen. Da sie nie mit kleinen Kindern zu thun hatte und nicht zu den albern Frauen gehört, die in diesen unentwickelten Geschöpfen das Schönste der Welt sehen, so stellte sie jetzt einige unrichtige Fragen: ob das Kind schon Zähne habe, was es esse &c. Selbst Klara's Sanftmuth wird dadurch gereizt, denn in Dingen, die das Kind betreffen, ist sie leicht verleglich. Die Geheimrätin belehrt von oben herab die graue Dame eines besseren, und alle umstehenden Fräuleins und Frauen sichern.

Die Tante sieht sich auf einmal ganz allein, und wenn nicht die gutmüthige Schwägerin sich ihrer erbarmen würde, säße sie isolirt und verlassen. Natürlich hat die Klaverei des Lammes total aufgehört. Albert's Mutter wohnt nicht mehr bei der Tante, sondern führt interimistisch des Sohnes Haushalt und soll als die frieblichste und schüchternste Schwiegermutter der Welt auch nach der Hochzeit bei dem

jungen Paare bleiben. So ist es denn im Trauermagazin einjam geworden und wenn möglich noch düsterner als früher. Jetzt kommt Aennchen angehüpft und giebt der „Mama“ einen Kuß, während sie der „Tante“ nur die Hand reicht. Ueber vierzehn Tage soll Hochzeit sein und dann geht's weit fort.

„Hierundzwanzig Stunden in der Eisenbahn!“  
Sie sagt das mit einem Ausdruck, als ob die Eisenbahnfahrt von vierundzwanzig Stunden der Glanzpunkt ihrer Zukunft sei, aber die Tante vergiftet diese Freude durch einen kurzen Bericht über die Nizzaer Reisequalen. Der Justizrath und Abraham waren ebenfalls zu dem Feste eingeladen, aber die Anwesenheit der Geheimrätin und ihres ehrenwerthen Sohnes machten ihr Erscheinen trotz Aennchens Bitten unmöglich. Keinem Menschen in der Welt würde ihr Papa heute so dankbar die Hand gereicht haben, als dem Ketter und Beschützer seines Aennchens, und sie war gänzlich unglücklich, daß der Justizrath ihre Bitte abschlagen mußte.

Die Erholungsfahrt nach dem sonnigen Süden hatte nicht ihm und nicht Abraham geholfen. Als in Lugano der Brief Aennchens kam mit der Anzeige ihrer Verlobung, traf ihn die etwas allzurasche Nachricht doch ein wenig hart, ausß höchste aber war er erstaunt gewesen, als die Mittheilung von der Millionenerbschaft eintraf. An der wäre nun auch er als Gatte Aennchens betheiligt gewesen.

Als er aber sechs Wochen später heimkehrte, waren die Enttäuschung und der leise Aergcr längst verflohen. Er kam als siecher, müder Mann und hätte kein Aennchen mehr zum Altar führen wollen. Fast mehr als sein eigenes Kranksein bekümmerte ihn jetzt Abrahams augenfälliges Berwelden, und seit Vater und Sohn auf der Reise sich zum ersten Mal eng aneinander geschlossen hatten, war seine einzige Sorge nur noch der Junge. Sie hatten auf dem Monte Generoso gestanden, auf den die Bahn den erschöpften Wanderer schnell hinaufführt. Vor ihnen lag die weite Lombardei, das geliebte, gelobte Land, die ganze Fülle des schönen, reichen Lebens. Die Sonne ging nieder, und die Bergschatten dehnten sich weit und weiter. So schaute auch wohl Moses vom Rebo in das verheißene Land und fühlte, wie die dunklen Schwingen des Todes ihm näher zogen. Abraham wird nicht niedersteigen in die grünen Gefilde des Lebens, aber wohl ihm, daß die Hand des Vaters ihn auf den letzten Pfaden stützen will! Sein junges verwelktes Gesicht ist freundlicher geworden. Ein scharfblickendes Auge liest darin wohl schon mehr als ein Müdesen, aber die Verwandtschaft ist lediglich verwundert, daß der trockene, langweilige Peter endlich anfängt, ein wenig aufzuthauen, und Onkel Jakob klopfte ihm kürzlich gütig auf die Schulter und sagte: „Recht so, mein Junge. Der Mensch kommt nur mit Liebenswürdigkeit durch die Welt, und, apropos, besuche uns doch mal, Deine Konjinen werden sich freuen.“

Sie freuten sich aber nicht, denn er kam nie.  
Einmal noch redete alle Welt oder wenigstens die ganze Bekanntschaft von den Simons, als nämlich der große und berühmte Anwalt seine Praxis niederlegte und sich ins Privatleben zurückzog. Er war ein famoser Anwalt gewesen, faktisch, aber der arme Kerl hatte mit seinen Kindern allzuviel Kummer gehabt, das hatte ihm die Nerven ruiniert. Schade!

Vater und Sohn haben dann noch einige Jahre zusammen verlebt, die reich gewesen sind an Sorge und Kummer, aber auch reich an schönen Stunden. Als Abraham starb, hat ihn sein Vater still begraben, und kaum irgend jemand hat davon gehört. Der Anwalt selbst findet die Ruhe auch wohl bald. —

Im Rauchzimmer neben dem Eßsaal hat der alles vorsorgende Albert acht vortreffliche Musiker aufgestellt, deren Anwesenheit niemand ahnt. Einer derselben, der Mann mit der Flöte, schaut bereits seit einer halben Stunde aus dem Fenster und späht aus nach den Schimmelu. Jetzt leuchtet deren weiße Farbe weither die Straße herauf und kommt eilends näher. Der Flötenmann schließt das Fenster, öffnet die bisher zugeregelteten Thüren, sieht in der Menge der Gäste eine lebhaftere Bewegung, und würdevoll und prächtig rauscht der Hochzeitsmarsch aus dem Sommernachtsraum durch die Säle. Alle Anwesenden sind einen Augenblick erschreckt, dann begeistert. Man bildet Spalier an der Thür, und geführt

von seinem künftigen Schwiegerjohn wandert Herr Kreiser über die persischen Teppiche durch einen Lorbeerhain in den Saal.

Jetzt fliegt ihm eine Gazewolke entgegen: Menschen, jetzt öffnet auch deren Bruder Richard dem Papa die Arme, jetzt hält er eine fremde junge Dame an der Hand, die Klara heißt und ihm einen Kuß giebt, jetzt sieht er eine breite lila Masse vor sich, die eine Geheimrätthin darstellt, mit seinem Enkelkind auf dem Arme, jetzt hält der Agent eine kurze Rede mit Musikisch und allgemeiner Begeisterung; dem wackeren Papa vergeht Hören und Sehen.

(Schluß folgt.)

(Nachdruck verboten.)

## Aus dem Tagebuch eines Dienstmannes.

Von F. Schüh.

Sonnabend, 28. November.

Et is reene zum wegloofen. Seit twee Dagen haben wir den scheensten Winter, un so heftig uf eenmal, daß Steen un Been zusammengefroren sint . . . Der Winter is eijentlich bloß for de feinen Leute, for unsereenen nich. Da jehn se ins Theater, seh'n zu, wie de Sticke durchfall'n, loofen Schlittschuh', jeh'n uf de Wälle, un wenn se frier'n, bleiben se hibsch bei Muttern. — Aber unsereenen muß an de Ecke stehen un lauern bis eener kommt, der wat zu verzeihen hat, oder der een Briefchen zu seine Geliebte schicken will.

Un da jehst man nu uf un ab . . . un wieder uf un ab un manchmal verjeht so een janzter Dag un man hat nich 'n Sechser verdient. Et is een wahrer Sejen, daß man nich for große Familie zu sorgen hat, sonst wär't faul . . .

Ach Jott, wat red' id denn von große Familie. Jd bin leider janz alleene, meine Olle is ooch schon lange dod, draußen uf'n Invalidenkirchhof schläft se . . . Am letzten Dodtensountag hat se ooch wieder een scheenen Blechfranz jekriegt, die halten so lange, un det is jut bei de schlechten Zeiten; der alte war schon janz kaput. De Kinder sind uns alle jesterben bis auf de Marie, un die is seit een halbet Jahr jicklich verheirat', ooch an een Dienstmann. Een brauer Kerl, der Karl. Mitjekriegt hat se nisch als de Betten, een Disch, drei Stühle, det Sofa, un det Spinde. Mein' Schwiegerjohn hab' id den Platz abjetreten, wo id zehn Jahr jestanden hab', an de Podsbamer Brücke; det is ooch ne Mitjitt von mindestens zweehundert Dahler uf's Jahr. Se besuchen mich beede man so ab un zu, id jeh' ooch als man hin, aber merschten-deels bin id alleene det abends, wie heite. Heil' is ooch unser Hochjeitstag, un da fällt eenem so manchet in . . .

Jd wees nich, id fiehl mir heit nich so recht extra, det is ooch der Grund gewesen, warum id frieher Feierabend jemacht habe un heimetrottel bin . . . Nu muß id mir de Pantoffeln selber holen, alleene de Feise stoppen, de Marie hat es immer jemacht. . . . Ach der Frod schmeckt mir heite jar nich. . . . Jd fiehl mir so unjicklich, am liebsten möcht' id sternen. . . . Mein Kollege, der fliejende Buchhändler, hat mir heite een paar Jedichte schenken wollen, id soll mir dran erbauen! Jedichte! Quatsch! . . . Bei det Leben ooch noch Poesie! Mach' Dir man det ab, hab' id zu ihm jesagt. Jd danke! . . . Un monumentaal wär id froh darum, wenn id se jenommen hätt', id lenne mir wenigstens damit de Zeit dodschlagen. Herrjott is det ne Kälte in de Stube, un det Licht is ooch schon bald alle. Aber id muß noch een bißken schreiben.

Ja so, wie id dazu jekommen bin, mir so een Tagebuch anzulesen? Jd bin also jestern frieh nach'n Gad'schen Markt jeschickt worden, un unterwejen stop' id mit'n rechten, nee een Djenblich, mit'n linken Fuß an so'n Pest. Manu dachte id, bide mir un hebe det Ding ooch uff . . . Jd lieke rin un lese: „Tagebuch von Hedwig Müller.“ Materlich blätt're id ooch 'n bißken drin rum. Nee, wat id da allens drin jefunden habe! Von Handewu un Mondschein, un von scheene sieße Stunden . . . un Jedichte, janz hibsch.

Na un da bin id so uf den Infall jekommen, mir ooch so een Ding anzulejen, un mir damit een bißken de Zeit zu verdreiben. Jd war mir zuerst nich so janz recht klar in'n Kopp, ob icks Dage- oder Nachtbuch neime; id schreib' et ooch erst, wenn id zu Hause komme un da is et doch schon Nacht?!

Ach wat, id neun' et Dagebuch, hab' id mir jesagt. Un nu sieh id hier un schmiere, un det Licht brennt runter, un der Frod is alle, un nu wird mir innerlich jut warm, un die Jeddanken fallen ieber mir her, un id kann wille leichter quasseln, wenn id een bißken jedrunken habe. Nu hat et ooch noch zu schneen anjefangen! Herrjott, det Dach mir jejenieher is schon janz weiß. Un wie scheen sich det macht, wenn der Mond druffliet! — Heite war nich wille los int Jeschäft. In aller Frieh bin id in de Mittelstraße jewesen. Een Jang mit Antwort: sechzig Fennig. Uf'n Mittag hab' id for een janz nobeln Herrn de Sommeranjee verjeht. Det hätt' id nich jesjocht. Man sieht eben nich den Menschen von außen an, wat er von innen is. Un for een andern Jang hab' id fuffjehn Silberjroschen jekriegt. „Dienstmann, Dienstmann!“ Jd dreh' mir um. . . . „Se wunsch?“ „Wiso paffen Sie janz jenan an?“ sagt der Herr. „Den Brief tragen Sie mich zu Frau F. Die Adresse steht jenan darauf. (Ach,

det Hochheitsche fällt mich so schwer. . .) Das heißt, Sie geben den Brief nu dann ab, wenn der Herr nicht da ist. Sie müssen zuerst nach Herrn F. fragen. Er ist ja nicht zu Hause, aber es. . . . „Ja verstehe, id verjehe,“ sagte id. „Ja soll doch Antwort bringen? . . .“ — „Gewiß! Nach Friedrichstraße 129a, Bankdirektor G. . . .“ — „Is jut, sage id, nimm' de Beene in de Hand un loofe, wat id loofen kann.“

Der Herr, ihr Mann, is nich zu Hause jewesen. Aber de jnädige Frau. Nu jefreit hat se sich mit den Brief unbändig. Det muß wohl een juter Freund von ihr'n Mann sint! Oder?! Halt! So is de Kiste. Nu nee — jekt versteh' id! Un id mußte den Herrn sagen, se erwarte ihn. „Minna,“ hat se zu ihr'n Dienstmädchen jesagt, „jehen Se man nach de Steglitzerstraße.“ Nu wees id schon besser, wat da los is, un warum se de Minna so weit wegschickt. Det is een Weg for ne Mark fuffzig von mindestens 1 1/2 Stunden hin un jurück. . . . Nee . . . nee so wat. Un wie id den Herrn in de Friedrichstraße die Antwort jebracht habe, is er wie doll gewesen.

Nu bin id aber miene jeworden. So wille hab id in meinen janzten Leben noch nie nich jeschrieben. . . . bis jekt jefällt et mir janz jut. Jd wees über wat id alles noch zu reden habe.

Det will jar nich ushören zu schneen, un de Beene da unten uf'n Hof sind ooch schon janz weiß. Na det kann morjen scheen wer'n.

Am jernsten möcht' id mir panktionieren lassen. Et jekt leider noch nich. . . . Jd bin noch nich' alt jenug, erst in zwölff Jahr. Nee, nee zu wat de Altersversicherung da is. . . . Det is ooch so ne scheene Jurichtung! Bieviel wer'n eijentlich siebzig Jahr alt? Un wenn et eener wirklich wird, kriegt er dreihundreisig een drittel Fennig täglich for's Leben. . . . Wat soll er'n damit anfangen? Det soll doch mal eener von die Herrn vormachen, davon zu leben, die uf den jroßartigen Jeddanken jekommen sind. So wille braucht eener von denen for 'ne halbe Ziehjarre! —

Sonntag, den 29. November.

Das is een vertieft langer Weg, von Strehlens, so heekt jekt meine Tochter, von de Steinmehstraße bis zu mich nach de Schosserstraße. Det spiert man in olle Knochen. . . . Gejentlich wollten Strehlens heite Abend meine Jäste sint, aber mein Schwiegerjohn is nich janz wohl, un da haben se mir schon uf'n Mittag zu's Essen jebeten. Suppe un Jänfelleen hat et jebeten. Meine Tochter locht jroßartig! Handjeld hab' id ausnahmsweise heit am Sonntag ooch schon jemacht: Zweek Mark for'n Jang. Det is ne Seltenheit, wenn an en Sonntag wat zu dhun is. Uf'n Abend is noch Besuch jekommen, die Leute, die uf'n Flur wohnen. Un da haben wir „Jottes Segen bei Kohn“ un „meine-beine“ jespielt, de Karte zu'n Fennig. Jd hab' nisch jevonnen. . . .

Jd bin über meine Schreiberei injedruffelt.

Enz, zwee, dreie, viere, finwe, sechse, sieben, achte, neine, zehne, elbe — Herrjott schon so spät! Nu' muß id rinn in de Klappe. — Gute Nacht ooch! . . .

Montag, den 30. November.

Wie id heite frieh ufjstanden bin, jekte id wie jzewehlich nach det Fenster un sehe raus, wat for Wetter is. . . . Jd' fasse mir an 'n Kopp, ob id ooch nich treime. Ja, woll ooch. . . . Un wenn der jange Schnee verbrennt, de Asche bleibt uns doch. Jd der jange Schnee zerloofen un en Sau- un Dauwetter firchterlich. Ja so wat kommt von so wat. Dat kann scheen werden, dacht' id mir, zog mir de Stiebeln an, machte noch schnell mein Bette un ging zu Schulhen mit'n „h“ Kaffee trinken. U' Sechser for die Tasse. Et war noch keene Seele drinnen ins Lokal; id bin der eenzige Jast jewesen. Un det war Wasser uff de Schulhen ihr'n Kaffee, uff de Miehle, wollt' id sagen, se sieht mir immer so verliebt an, id lasse mir aber uf' nisch inn'.

Am halb achte bin id schon uf meinen Platz jewesen, un id wees nich, wie id dazu jekommen bin, mein erster Blick war nach det Fenster, wo die scheene junge Frau wohnt, wo id Sonnabend det Briefken hinjetragen habe. Un uf eenmal, et dauert ooch jar nich lange, kommt derselbichte Herr, der mir det Briefken jegeben, aus'n Hausflur un sieht sich ängstlich um. — Inzwischen hat es ooch noch zu rejnen anjefangen. Da ruht er mir zu sich, id soll ihm ne Drosche besorgen. — Jd thut et ooch, un er driekt mich eene Mark in de Hand. — „Stehen Sie immer hier?“ fragt er mir. — „Jewis, Herr. . . . Herr.“ — „Es ist möglich, daß ich Ihnen heute jenen Abend brauche.“ Un dann sagt er dem Kutscher seine Wohnung, un weg is er.

Den janzten iebigen Theil des Morjens hab' id nisch zu dhun jehabt un als id mir jerabe an de Ecke, an det Neue Thor hinsenzen will, un meine Silze un mein Brot zu vermindern, da kommt so een janz junger Student, von vielleicht neunzehn Jahr, mit een janz versäbbelt Jesicht, un dem muß id de Uhr uf de Handleise tragen. Un wat sagt eener zu so een Bruder Lieberlich, nimmt der det Geld, det er druf jekriegt hat, un looft seine Braut zum Jeburtstag een jroßen Blumenkorb! Den muß id hintragen. Jd klettere da fier Treppen ruf „zur Braut.“

Wirklich een nettet Mächen! Aber nee so wat schlechtet, stellt die den Korb in die Ecke un sagt zu mich, id soll den Herrn bestellen, id hätte se nich jetrossen un hätte den Korb de Wirtin abjegeben. — Nu det Jemeenste, id mußte vor ihr zu een andern Herrn hin un een Brief abjegeben. Un damit id se nich verrathe, hat se mir 'ne Mark jegeben. Jd wollte

mir erst nicht so befehlen lassen, aber dann hab' ich mir gesagt, det machen ja noch vilie größere Leute als du, un hab' den Jang ooch besorgt. — Det lange Jesicht von den jungen Herrn hätte eener sehen sollen, als ich ihm de Antwort jebracht habe! Aber et is ihm ooch janz recht jeschehen! Anstatt, dat so een junger Kieckindewelt oder Kieckindehalbwelt zu Hause sith un studiert, damit er später mehr wees als so vilie Doktoren, un nich blos rathen muß, wat eenen fehlt, — so haben 'et bei meiner Olen ooch jemacht, ieber de Nieren haben se se verjunoniert, verkurirt, wollt' ich sagen, un an de Leber hat se's jeacht — ja anstatt das er arbeet, schläft er bis um elbe . . . jeht dann zum Frießschoppen und wenn er abends nich mehr beim Frießschoppen sith, is er bei sein Mächen, die den jungen Herrn in alle Ecken un Kantzen bedriegt. . . . Ach, wat jeht det mir allens an?! . . . Jar nisch!! —

(Schluß folgt.)

### Kleines Feuilleton.

h. o. **Aschermittwoch.** Herr Lindner kramt ungeduldig im Kasten seiner Toilette; die Bartbinde war wieder mal nicht zu finden. Na ja, da lag sie schon wieder obenauf zwischen der Zahnpulver-Schachtel und der Oooflasche. Dies verärgerte Mädchen, daß es nie lern, jeden Gegenstand an seinen Ort zu legen! Ueberhaupt — die Weiber! . . .

Er trat vor den Spiegel, der zwischen den beiden Fenstern vom Fußboden bis zum Fensterkreuz reichte. Bedächtig klemmte er den Bart unter die Binde. Jedes Härchen, das sich sträubte, wurde mit den Fingern in die gehörige Richtung gebracht. Dann besah sich Herr Lindner näher. Mann, war das Tageslicht so grau, oder? Er schlug die Gardine zurück. Donnerwetter! Ihn wurde ganz schlecht, als er sein abschäpliches Spiegelbild sah. Aber 'ne fidele Nacht war es doch gewesen. Während er sich den Selbstbinder knotete, sumnte er leise vor sich hin: „Was kann wohl süßer sein, als so recht tief hinein ins dunkle Augenpaar zu schau'n den lieben holden Frau'n.“

Ach nein — ihn fror. Den Rücken hinunter kribbelte es, und die Haare schienen sich aufzurichten. Er strich sich mit der flachen Hand über den Kopf. Er wurde doch schon bedenklich glatt. Ob es wohl Zeit war, ein bißchen mehr als bis jetzt auf die Erhaltung des spärlichen Haarwuchses bedacht zu nehmen? Und dafür zu sorgen, daß der Schneider nicht jährlich immer mehr Wattereinlagen in die Röcke einheften müsse? Ach, was! „Was kann wohl süßer sein, als so recht —“ Ihn überließ schon wieder ein Schauer. Er stellte sich vor den Spiegel und betrachtete sich aufmerksam. Weiß der Kuckuck, er sah ein bißchen „verschwärmt“ aus, aber man konnte ebenso gut sagen, er sei überarbeitet, das machte ihn überdies interessanter; so ein klein wenig Haut goat reizt den Appetit „der lieben holden Frau'n“.

Das Mädchen kam herein. Es war die fleischgewordene Gesundheit. Ihre prallen, runden Arme zitterten gar nicht, als sie die gefüllte Waschkübel hochhob und hinaustrug. Herr Lindner fühlte sich heute nicht gereizt, sie, wie sonst an jedem Morgen, in das feste Fleisch des Armes zu kneifen. Sie drohte dann jedesmal, ihm den Inhalt der Waschkübel über den Leib zu gießen. Heute sah sie sich verwundert und stolz um. Hatte er endlich Respekt vor ihr bekommen?

Herr Lindner stand mitten im Zimmer und blickte wie verträumt im Zimmer vor sich hin. Er wunderte sich ebenfalls über sich selbst, daß er zum ersten Male ein Mädchen nicht „puffirt“ hatte. Verlor er vielleicht schon den Trieb dazu?! Er fühlte, wie er wieder eine Gänsehaut bekam. Diesmal verschwand sie aber nicht wieder, sondern peinigte ihn, trotzdem er sich seinen „Lebenswecker“, eine Flasche alten Rum, vom Nachttisch langte, ein Gläschen voll einschantke und es vorsichtig, damit die Bartbinde nicht leide, in den Mund schüttelte.

Und nun setzte er sich auf den Divan und zog eine türkische Decke über die Knie. Aber ihm wurde nicht wärmer, trotzdem er sich ganz zusammendückte. Dann überfiel ihn wieder Müdigkeit, und er schloß die Augen. Wie er so vor sich hindröselte, zogen die Erlebnisse der letzten Nacht an ihm vorbei. Der Faschnachtsball bei Kroll, das Geschwirre buntbehängter, mit Flitter bepusteter Leiber, der schwüle Dunst von Sellathem und Schweiß. Auch bei Kroll nichts Neues, nichts Anderes als im Wintergarten u. s. w. Immer dasselbe fade, vertraute, ausbietende Lächeln und Locken. Niemals etwas, was man nicht laufen kann. Na ja, das hat ja auch seine gute Seite. Was einem eben gefällt, kriegt man auch. Lindner hat es ja dazu! Und dann, aus diesem Trubel schillernder, durcheinander drängender Menschen taucht plötzlich eine Jägerin auf, die sich an ihn anklammert. Das ist zwar nichts neues, aber sie ist so anders als die Andern, sie zittert und drückt seinen Arm. Schließlich fährt er mit ihr nach den Amorsälen. Unterwegs, im dunklen Thiergarten, erzählt sie ihm mit einem Male, daß sie ihn schon zehn Jahre kenne. Es war die kleine Gretche gewesen, die damals bei ihm, das heißt bei seiner Mutter, gebiert hatte. —

Er schreckte auf. Das Mädchen hatte die Thür etwas heftig zugeworfen. Er stand auf und ging nach dem Speisezimmer. Seine Mutter saß bereits vor ihrem Morgenkaffee. Als er sich gesetzt hatte, fragte sie: „Willst Du nicht heute Abend mitkommen zu Madle's?“

Sie hatte das in dem gleichgiltigen Tone gesagt, den sie sich angewöhnt hatte, weil er stets „wichtige Dinge“ vorhatte. Ihn überzog wieder die Gänsehaut. — „Ja, ich komme mit.“ Die kleine Madle verehrte ihn. Sie hatte riesig viel Geld.

Wie ihn fror! —

### Theater.

— Die „Schlierseer“ haben Kollegen erhalten; die ihnen benachbarten Tegernseer haben ihr dramatisches Talent entbeckt und wollen nun gleich den Schlierseern gastierend die Welt durchziehen. In Herrn Rudolf Opel, früher bei den Meiningeren und am „Deutschen Theater“ in Berlin, gegenwärtig am Theater am Gärtnerplatz (München) haben die Tegernseer einen artistischen Leiter gefunden, der das Ensemble schulen und ausbilden soll. In diesen Tagen wagten 'd' Tegernseer“ in Schweinfurt den ersten Schritt in die Öffentlichkeit. Zur Aufführung kamen „Der Tagelwurm“ und als Novität „Der gesunde Kern“, Volksstück von Josef Kellerer. Die nächsten Gastspielstationen der Tegernseer sind Berlin und Hamburg. —

### Kunst.

— Im Jahre 1899 sollte in Dresden eine „Deutsche Kunstausstellung“ mit besonderer Berücksichtigung des modernen deutschen Kunstgewerbes veranstaltet werden. Jetzt hat sich aber die Kommission zur Vorbereitung dieser Ausstellung aufgelöst, da zwischen der Sezession und dem Prof. Kühl schon seit längerer Zeit starke Differenzen bestehen. Die Mitglieder der Sezession werfen dem Prof. Kühl vor, daß er zwar sonst überall als Sezessionist auftrat, nur in Dresden nicht. Dort sei er Regierungsbeamter und allen sezessionistischen Bestrebungen feindlich. Auch das Verdienst an dem guten Gelingen der vorjährigen Dresdener Ausstellung, das allgemein Kühl zugeschrieben wurde, gebühre in mindestens ebenso großem Maße dem Prof. Vanger und den Mitgliedern der Sezession. — Hoffentlich findet sich doch noch eine Form, in der die Mitglieder der Sezession an der Ausgestaltung der nächsten Ausstellung thätigen und jedenfalls für das Gelingen derselben günstigen Antheil nehmen können. —

### Geschichtliches.

km. Ein Boylott der Junker in der vor-märzlichen Zeit. Im Jahre 1846 haben die Junker Mecklenburgs über die gute Stadt Hagenow den Boylott verhängt. Das kam so. Die Bürgerrepräsentanten dieser Stadt hatten sich erkrecht, ihrem Landtagsdeputierten in einer Instruktion ein energisches Auftreten gegen die verfassungswidrigen Ansprüche des Adels vorzuschreiben. Nun setzten die Junker unter Handschlag und feierlicher Verpändung ihres Ehrenwortes einen schriftlichen Akt auf, in dem sie gelobten, „so lange allen und jeden Verkehr mit der Stadt abzubrechen, bis die Bürgerrepräsentanten daselbst durch andere ersetzt oder wenigstens von den Bürgern öffentlich erklärt worden sei, daß sie die Landtags-Instruktion mißbilligten.“ Zu Neujahr 1846 entzogen nun die hartköpfigen Junker den Handwerkern und Kaufleuten ihre Kundschaft. Sie verboten ferner ihren Anhängen jeden geschäftlichen Verkehr mit den Hagenowern. In dem Herrschaftsbereich der hochmögenden Herren Junker stießen nun die Schlächter und Händler bald auf geschlossene Thüren. Die Junker schrieben den Handwerkern förmliche Absagebriefe. Einer dieser in der „Hamburger Neuen Zeitung“ veröffentlichten Briefe hatte folgenden Wortlaut: „Lieber Herr N. N. Obwohl ich Ihnen sehr gerne die Glaserarbeit eines neuen fertigen Gebäudes übertragen möchte, so sehe ich mich doch bedauerlich genöthigt, bis auf weiteres jede Verbindung mit der Stadt Hagenow abzubrechen. Danach ersuche ich Sie, je eher, je lieber hierher zu kommen, um meine Rechnung mit Ihnen abzumachen. S. den 30. Dezember 1845. Ergebenst N. N.“ Ein Ritter zwang sogar die in Hagenow dienenden, aus seinem Gute gebürtigen Knechte zur Kündigung ihrer Dienstkontrakte mit der beliebigen Drohung, ihnen „keine Fähung“, keine häusliche Niederlassung, auf seinen Gütern zu gewähren. Den Boylott gegen die Bürger von Hagenow führten also die Junker unter der rücksichtslosesten Anwendung ihrer Machtmittel durch. Wie viel Monate, nein Jahre Gefängniß müßten wohl die Herrn Ritter wegen Erpressung und wegen groben Unjugs erhalten haben? —

### Medizinisches.

— Heilung von durch Röntgen-Strahlen hervorgerufenen Entzündungen. Ein bei Siemens u. Halste angestellter, mit dem Justiren der Röntgen-Möhlen betrauter Abtheilungsmeister hatte, wie die „Post“ mittheilt, unter der Wirkung der X-Strahlen, denen er sich täglich mehrere Stunden aussetzen mußte, insofern zu leiden, als der Theil der Hautoberfläche seines Körpers, der von dem Strahlenkegel, durch die Kleider hindurch, vorzugsweise getroffen wurde (Brust und Leib etwa bis zur Höhe des Tisches, an den er sich während der Arbeit gelehnt), in hohe Entzündung gerieth. An den Händen der sich mit Röntgen-Strahlen beschäftigenden Personen ist dieselbe Beobachtung des öfteren gemacht worden; auch werden die Nägel angegriffen, faulen sogar ab. Der Meister mußte, um so mehr, da er an heftigen Magen- und Verdauungsbeschwerden litt und über fortwährendes „Brodeln“ im Leibe klagte, ihm auch die Haare ausfallen, die Arbeit gänzlich aufsezen. Nun

trat nach dem Rückgang der Hautentzündung eine starke Dunkel- färbung derselben ein. Die ganze Hautpartie der Magen- und Bauchgegend wurde pigmentirt, so daß sie den Charakter der Neger- haut zeigte. Der in Anspruch genommene Arzt wußte keinen Rath. Der Patient wurde nun in eine Lichtheil-Anstalt geschickt. Die dort thätigen Aerzte konstatariren außer den schon angegebenen Erscheinungen: Unregelmäßigkeit und Nachschlagen des Pulses und verlangsamte Reaktion der abnorm weiten Pupille, sowie Schwere der Augenlider und Zittern derselben, ferner Kühle der Extremitäten. An der rechten Hand gleichfalls Pigmentation und schlaffe, welke, geröthete Haut. Der ganze Zustand zeigte das Bild einer schweren nervösen Depression. Die Vermuthung eines der Anstaltsärzte, daß unter dem Einfluß des Bogenlichtes, welches bekanntlich die Haut bleicht, diese durch Röntgen-Strahlen erzeugte Pigmentbildung zurückgehen würde, hat sich bestätigt. Schon nach viermaliger Benutzung des elektrischen Bogenlichtbades und örtlicher Beilichtung der geschwärtzten, ausgebehten Hauptpartien mit reflektirtem Bogenlicht, ist die Dunkelgefärbung bereits fast gänzlich verschwunden; nur geringe Pigmentablagerungen befinden sich noch an den Händen. Die Magenschmerzen, sowie die übrigen nervösen Symptome sind gleichfalls gehoben. —

**Aus dem Thierleben.**

t. Aus dem Leben der Turteltauben veröffentlicht H. Raspaill in dem Bulletin der Französischen Zoologischen Gesellschaft eine Reihe interessanter Beobachtungen, deren merkwürdigstes Ergebnis in der Schlußfolgerung besteht, daß diese Thiere eine genaue Schätzung der Zeit besitzen. Es war ein Turteltaubchen, das sehr entgegen den sonst streng monogamen Gewohnheiten der Vögel eine treue Gefolgschaft von zwei Männchen hatte, die aber dem Rufe der Turteltauben im allgemeinen Gehre machten und sich auf keine eifersüchtigen Streitigkeiten einließen. Jene Turteltaube war zur Brutzeit, sobald sie das Nest verließ, um Nahrung zu suchen, stets von ihren beiden Verehrern begleitet, die sich, sobald das Weibchen zu seinem Neste zurückkehrte, auf die dünnen Nester einer alten Pappel zurückzogen, die ihr Lieblingsaufenthalt zu sein schien und wo sie sich gegenseitig ganz gut vertrugen. Dem Beobachter fiel es auf, daß eines Tages die Taubenmutter nicht zur gewohnten Stunde das Nest verließ, sondern erst später, er prüfte das Nest und konnte die zwei Eier darin noch in unverändertem Zustande liegen sehen. Zwei Stunden später schien die Taube schon wieder sehr eifrig bei ihrem Brutgeschäft zu sein, am nächsten Tage aber hatte sie das Nest verlassen und kehrte vorläufig nicht wieder zurück. Raspaill entschloß sich, die Eier fortzunehmen, und fand sie ganz kalt und durchsichtig. Die Taube hatte dieselben am 18. Tage der Brutzeit im Stich gelassen. Nun begann für die beiden Tauber eine gute Zeit, in der sie sich des Zusammenseins mit ihrer Auserwählten ungestört erfreuen konnten. Es dauerte wenig mehr als eine Woche, bis die Taube wieder das erste Ei in ihr Nest legte, und am folgenden Tage fing sie wieder zu brüten an, nachdem sie noch ein zweites Ei gelegt hatte. Es dauerte wieder genau 18 Tage, da war das Nest von neuem von der Mutter verlassen. Der Beobachter nahm die Eier wieder an sich und fand sie kalt und durchsichtig wie das erste Mal. Die Turteltaube scheint danach die Fähigkeit zu besitzen, die Dauer der Brutzeit genau zu schätzen. Da dieselbe bei der Handtaube ebenfalls 18 Tage dauert, so kann man annehmen, daß dies für alle Taubenvögel gilt. Die Taube mußte nach Ablauf dieser Zeit gemerkt haben, daß die Eier unfruchtbar waren, und so ihre mütterliche Liebe vergeblich war. Man kann sich nur darüber wundern, daß die Taube die Abwesenheit des Lebenskeimes in ihren Eiern nicht früher entdeckt, da doch ihre Sinneswahrnehmungen so fein sind, daß sie es sofort empfindet, wenn eine Hand ihre Eier oder ihre Jungen berührt hat. —

**Geologisches.**

k. Die preussische geologische Landesanstalt arbeitet gegenwärtig an einer geologisch-agronomischen Spezialkarte Preußens. Dieselbe wird in einem Maßstabe von 1:25 000 ausgeführt und erscheint in der Berliner Verlagsbuchhandlung von Paul Parey. Die beiden letzten soden erschienenen Lieferungen umfassen 1850 Quadrat-Kilometer ostpreussischen Gebietes. Diese geologisch-agronomischen Karten haben hauptsächlich für die Landwirtschaft ein großes praktisches Interesse, da in denselben und in den dazu gehörigen Bohrarten und Bohrregistern die Boden-Untergrunds- und Grundwasser-Verhältnisse angegeben und in den beigelegten Erläuterungsheften näher besprochen sind; aber auch für Gemeinde- und Gutsvorstände besitzen diese Karten großen Werth. Da jedes einzelne Blatt, das durchschnittlich nur 15 bis 25 Gemeinde- und Gutsbezirke umfaßt, mit 1200—2000 Bohrungen besetzt ist, kann sich nach diesen Karten jedermann über die Grund- und Bodenverhältnisse seiner Gegend leicht und genau informieren. Von den beiden vordem erschienenen Lieferungen umfaßt die 86. Lieferung 9 Blatt aus der Umgebung von Prenzlau, darunter das wegen seiner großen Fruchtbarkeit bekannte große Schimplateau der Uckermark; die zweite Lieferung Nr. 75 besteht aus 5 Blatt und umfaßt das Gebiet des Guberflusses, der bei Schippendell in die Ulla mündet. —

**Technisches.**

— Die höchsten Eisenbahnen der Erde. Ueber die Höhen, die von den Eisenbahnen der Erde erstiegen werden, macht die „Zeitung des Vereins Deutscher Eisenbahn-Verwaltungen“ die folgenden Angaben: Brenner 1867, Arlberg 1811, Mont Cenis 1295, Gotthard 1154, Semmering 895 Meter ü. M. Diese Pashöhen bleiben theilweise weit hinter jenen zurück, die von außer-europäischen Bahnen überschritten werden. Hier kommen zunächst die verschiedenen nordamerikanischen Ueberlandrouten in Betracht: Northern Pacific 1700, Canadian Pacific 1900, Union Pacific 2513 Meter ü. M. Es folgen die mexikanischen Bahnen, von denen die von Vera Cruz ausgehende, in Meereshöhe beginnende Linie Höhenlagen von 2160, 2415 und 2740 Meter ü. M. erklimmt. Noch weit beträchtlichere Höhenlagen werden von den Bahnen im nordamerikanischen Felsengebirge erreicht. Die Denver and Rio Grande Stammbahn mit ihren Nebenlinien übersteigt Pashöhen von 3120, 3300 und 3450 Meter ü. M. Aber auch diese Höhen werden noch in den Schatten gestellt von den bestehenden drei südamerikanischen Andenbahnen, denn die chilenisch-bolivianische Bahn überschreitet das Gebirge in 3960 Meter Pashöhe. Die peruanische Centralbahn wird auf zwanzig Kilometer Länge in einer Höhe von 4470 Meter ü. M. geführt, während die Schienen der Südbahn auf 210 Kilometer in einer Höhe von etwa 4000 Meter ü. M. liegen. —

**Humoristisches.**

ce. Eine nachweislich echt englische Tragödie. Ein Theater-Unternehmer hat jüngst in der russischen Stadt Kremenschnug folgende Ankündigung losgelassen: „Heute wird die nachweislich echt englische Tragödie „Hamlet“, ein Werk W. Shakespeares, des Lieblings des Publikums von Kremenschnug, aufgeführt werden. Anmerkung: Dieses neue Stück hat in Charlton einen hübschen Erfolg gehabt!“

— Zeitgemäßer Pariser Wis. Präsident: „Sie sind angeklagt, eine alte Frau ermordet zu haben?“ — Angeklagter: „Herr Präsident, ich muß bitten, daß diese Frage an mich nicht gestellt wird!“ —

— Ein Mordbrausch. Studenten sitzen zusammen und erzählen sich allerlei Tollheiten und betrunkene Geschichten. Zuletzt ergreift einer das Wort, von allen im Biertrinken die tüchtigste Kraft: „Das war alles noch jarnichis, Kinder. Seht Ihr, ein Freund von mir war einmal so bezechet, daß, wie er abends nach Hause kam, statt sich ins Bett zu legen, er die Stiefel ins Bett legte, und statt der Stiefel sich vor die Thüre stellte. Und das merkte der Mensch erst, als er am andern Morjen gewischt wurde!“ („Simplicissimus.“)

**Vermischtes vom Tage.**

- Februar-Hasen. Bei Bergedorf fand ein Spaziergänger einen etwa 8 Tage alten Hasen.
- Die sämigen Steuerzahler in Stettin erhielten bereits am 15. d. M. Mahnzettel. Die dortige Steuerbehörde hatte herausgerechnet, daß die „erste Hälfte“ des Februar, da dieser nur 28 Tage hat, am 14. zu Ende geht.
- Die dänische „Stern-Linie“ in Kopenhagen hat eine neue Linie zwischen Stettin und New-York eingerichtet. Die Dampfer werden in Zwischenräumen von 14 Tagen fahren.
- Eine Plätterin in Bohls tödtete ihren zehnjährigen Knaben und erhängte sich hierauf.
- In Steela ließ am Sonntag die Frau eines Bergmannes ihre siebenjährige Tochter durch ein Fenster in den Keller hinab, um Kohlen herauszugeben, da der Vater den Schlüssel mitgenommen hatte. Sie sollte dann warten, bis die Thür wieder geöffnet werden könnte, war aber, als man nach einigen Stunden kam, bereits erstikt.
- In Krampfen ist ein Schuhmacher verhaftet worden, weil er in den letzten Jahren seine eigenen drei Kinder bald nach der Geburt erstikt hat.
- Das Lagerhaus der Landesprodukten-Firma Heymann in Mannheim ist völlig niedergebrannt. Ein Mann wurde durch eine einfallende Mauer getödtet. Ein Feuerwehrmann wurde schwer verlegt.
- In Strassburg erlisch ein Federreiniger seine frühere Geliebte und deren Mutter. Einen Mann, den er in die Wohnung der Frauen eintreten sah, verwundete er durch zwei Dolchstiche am Arme.
- c. e. Zwischen den Eisenbahn-Stationen Baschad und Golta in Rußland wurde der Telegraphendraht in einer Ausdehnung von 193 Werst (1 Werst = 1066,79 Meter) gestohlen. Der Draht wog über 16 000 Kilogramm.
- c. e. Der zweite Prozeß gegen den Gattenmörder Lütgert in Chilago, einen Deutschen, endete am 10. Februar mit der Beurtheilung des Angeklagten zu lebenslänglichem Zuchthaus. Lütgert wurde beschuldigt, seine Gattin ermordet, die Leiche zerstückelt und die Theile in einem großen Wurstkeßel auf chemischem Wege befeitigt zu haben. —